



Mit dem Mitte September d. J. dahingegangenen Ignaz Brüll hat die Musikstadt Wien einen Künstler verloren, der zwar keineswegs durch geniale Absonderlichkeit sich auszeichnete, der aber trotzdem in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Einen „Meister“ kann man ihn freilich nicht nennen; er liebte es nicht, die Höhen zu erklimmen — aber ist nicht auch die weise Selbstbeschränkung, die ein nicht übermäßiges Talent freiwillig die „goldene Mittelstraße“ wählen ließ, als eine der besten Eigenschaften eines Künstlers anzuerkennen?

Brülls Lebensgang ist leicht und rasch erzählt. Geboren am 7. November 1846 in dem mährischen Städtchen Proßnitz, kam er als dreijähriger Knabe mit seinen Eltern nach Wien, wo er seine eigentliche künstlerische Heimat finden sollte. Durch gediegene Lehrer ausgebildet (Dessoff, Rufinatscha, Julius Epstein), machte er schon im Jünglingsalter als Pianist und als Komponist Aufsehen. Auf eine erste Reise nach Stuttgart folgten zahlreiche Konzertreisen nach Berlin, Breslau, Leipzig, Frankfurt a. M., und Brüll holte sich 1881 in London im Verein mit Joachim frische Lorbeeren. Glücklicherweise zusammengetroffene Umstände machten es ihm möglich, in Ruhe und fast aufregungslos in dauerndem Aufenthalt in Wien ganz der Kunst und der Freundschaft zu leben, bis sich schon vor Jahren die ersten Anzeichen der tückischen Krankheit zeigten, der er nunmehr in so tragischer Weise erlegen ist.

Brüll war einer unserer besten Klavierspieler; fast möchte ich sagen, dies sei seine stärkste Seite als Künstler gewesen. In der Wiedergabe der klassischen und romantischen Pianofortekompositionen gab es nicht viele, die man ihm hätte an die Seite stellen können. Daher muß seiner zunächst als eines der tüchtigsten ausübenden Künstler gedacht werden. Auch als Komponist ist er dem Klavier immer besonders treu geblieben. Sein op. 1 ist ein recht einfacher Walzer für Pianoforte (in Des-dur), op. 2 ein „Spanischer Tanz“, und noch die spätesten Opuszahlen beziehen sich auf Klavierwerke, wie zum Beispiel sein Duo für zwei Klaviere zu vier Händen (op. 65) oder die anmutigen Tanzstücke, die in op. 89 miteinander vereinigt sind. Alle diese Kompositionen sind durch Eleganz, Grazie und Melodik ausgezeichnet; und wenn gleich manche von ihnen hart an das Wesen des „Salonstücks“ heranstreift, so muß ihnen allen künstlerischer Wert zugesprochen werden. Brüll hat uns nicht immer Neues gesagt, aber aus seinen Werken spricht seine sympathische Persönlichkeit und gewinnt uns.

Der anderen Gebiete, auf denen sich Brüll als Komponist betätigte, sind ziemlich viele. Er hat z. B. eine „Tarantella“ für Geige und Klavier (op. 90) geschrieben; eine Suite (op. 42), und Sonaten (op. 97) für dieselben Instrumente. Unter seinen Liedern und Chören findet sich so manche Perle, die nicht in Vergessenheit geraten sollte; ich nenne da nur ein paar: Hebbels „Nachtlied“ (op. 92 „Quellende, schwellende

Nacht“), die zahlreichen Frauenchöre, den Chor „Süßes Begräbnis“ (von Rückert op. 23) und den prächtigen „Cyklus toskanischer Lieder“ (übersetzt von Gregorovius, op. 22) für Chor, Tenor- und Sopransolo. In jungen und auch in alten Tagen hat sich Brüll mit Erfolg als Liederkomponist versucht, und die hübschen Vertonungen Heinescher Gedichte in op. 5, die freilich viele romantische Anklänge zeigen, sind ebenso singens- und hörens- wert wie auch die spätere Behandlung Goethescher Texte (op. 87).

Trotz alledem glaube ich, daß in Brüll viel von einem Symphoniker gesteckt hat. Das läßt sich aus seiner Behandlung des Orchesters schließen. Sein berühmtes Violinkonzert op. 41 gehört ebenso hierher wie zum Beispiel die Rhapsodie für Klavier und Orchester op. 65 oder die „Ouverture pathétique“ für Orchester op. 98. Fallen in der letztgenannten besonders die prächtig gelungenen Blechbläserstellen auf, so zeigt sich in der ganzen Rhapsodie die schönste Vertrautheit des Klavieristen mit der Orchesterverwertung. Manches mutet hier sogar stark „modern“ an (was man bei Brüll nicht oft sagen kann), wie schon der Anfang mit seiner spannenden Gegenführung der Bläser und der Streicher oder das süße Andante cantabile mit der Klarinette, der Flöte, der Oboe, dem Violoncello und der Pauke als Soloinstrumenten.

Am populärsten aber ist Brüll als Opernkomponist geworden. Und zwar durch ein einziges Werk, die bekannte Spieloper „Das goldene Kreuz“, die am 22. Dezember 1875 in Berlin zum erstenmal aufgeführt wurde. Das so einfache und anspruchslose Werkchen ist bis heute allgemein beliebt geblieben — vielleicht auch deswegen, weil Brüll es mit seiner persönlichen lebenswürdigen Bescheidenheit zu erfüllen gewußt hat. Mit allen andern Bühnenwerken hatte Brüll wenig Glück. Seine erste Oper „Der Bettler von Samarkand“ war 1864 vom Stuttgarter Theater angenommen worden, doch kam es nicht zur Aufführung, und auch die späteren Opern „Der Landfriede“ (1876), „Birna“ (1879), „Königin Mariette“ (1883), „Das steinerne Herz“ (1888) und „Gringoire“ (1892) hatten gegenüber dem siegreichen „Goldenen Kreuz“ nicht genug Lebenskraft in sich. Trotzdem zeigt z. B. auch der als op. 66 erschienene einaktige „Gringoire“, wie tüchtig Brüll in der Behandlung des Orchesters, dem hier schon in der Ouvertüre eine wichtige Aufgabe zufällt, war — es fehlt nur der eigentliche dramatische Zug in der Oper. Dagegen würde eine kleine komische Oper, „Der Husar“ (op. 79), vielleicht zu dauerndem Leben zu erwecken sein. Frisches Leben zeichnet die ländliche Handlung aus, die sich in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in einem ungarischen Dorf abspielt. Insbesondere wirkt hier ein gewisser volkstümlicher Ton und die geschickte Verwertung ungarischer Nationalmelodien belebend und erquickend.

Wie schon gesagt: mit Brüll ist kein Meister von uns gegangen. Aber er war ein echter Künstler; was er uns geben konnte, hat er uns als Ausübender wie als Schaffender gegeben, und als einen der lebenswürdigsten und bescheidensten unserer zeitgenössischen Musiker können wir ihn für alle Zeiten in treuem Gedenken behalten!

